

Erfahrungen, Erinnerungen und Bewertungen¹

Österreichisch-jüdische Emigranten in den USA: Ergebnisse der *Austrian Heritage Collection*-Fragebogenaktion

von Albert Lichtblau

Nuancen

Der folgende Beitrag beruht auf einer seit 1997 laufenden Fragebogenaktion, für die ehemalige österreichisch-jüdische NS-Vertriebene und Überlebende in den USA über ihr Leben berichteten. Fragebögen mit standardisierten Antworten haben den Vorteil, dass sie eindeutig quantifizierbare Rückschlüsse auf Meinungen und Befindlichkeiten einer befragten Gruppe zulassen, sie zwingen jedoch die Befragten zu einer vorgegebenen Antwort. Mit dem *Austrian Heritage Collection* (AHC)-Projekt schlug das aus mehreren Experten zusammengesetzte Team, das diesen Fragebogen entwarf, einen anderen Weg ein. Wir wollten weniger Antworten, die uns eine quantifizierbare Gewichtung erlauben, uns ging es darum, konkrete Erinnerungen zu sammeln, die uns vielfältige Rückschlüsse auf das Leben ermöglichen. Es interessierte uns beispielsweise nicht nur, ob jemand in Österreich Antisemitismus in den persönlichen Beziehungen erlebt hatte, wir wollten auch eine Darstellung der Vorfälle erhalten. Deswegen haben wir immer wieder um die Beschreibung von Situationen gebeten. Reihem wir nun alle Antworten aneinander, verfügen wir über eine außerordentlich interessante historische Quelle, eine Art Kollektivbiographie der ehemaligen österreichischen Juden.

Wenn es sinnvoll erscheint, werden im Folgenden die Antworten auch statistisch ausgewertet, damit wir uns in der Vielfältigkeit der Antworten orientieren können. Dadurch wird der notwendige Blick auf das Generalisierbare gewahrt. Doch die eigentliche Stärke dieser Quelle ist es, dass sie auf die Besonderheit der individuellen Erfahrungen von Menschen und die Einzigartigkeit in der Verarbeitung der Vergangenheit hinweist. Wenn wir mit Statistiken die Antworten auf einige wenige Kategorien zusammenfassen können, dann eröffnen die detaillierten Beschreibungen einen völlig anderen Raum, der uns ermöglicht, die Nuancen der Erfahrungen, Erinnerungen und Bewertungen auszuloten.

Bis zum Verfassen dieses Beitrages wurden vor allem die Geburtsjahrgänge bis 1920 kontaktiert, weswegen eine Alterskohorte überdurchschnittlich stark vertreten ist: die zwischen 1911 und 1920 Geborenen. Für die Antworten sollte berücksichtigt werden, dass ca. 80 Prozent der Befragten bereits in Österreich alt genug waren, um eine Berufslaufbahn einzuschlagen bzw. mit dem Studium zu beginnen. Wenn beispielsweise jemand 1910 geboren worden war, so war er/sie zur Zeit des „Anschlusses“ bereits 28 Jahre alt. Wir konnten demnach vor allem Menschen erreichen, die den Nationalsozialismus als junge Erwachsene erlebt hatten. Mit dem AHC-Fragebogen bilden wir zumeist das Leben im Österreich der 20er und 30er Jahre ab, vereinzelt reichen die Antworten in die Monarchiezeit zurück. Besonders für die Exilerfahrung ist das Alter ein wichtiges Kriterium für die Anpassungsfähigkeit an die neue Gesellschaft. Jene, die noch jung genug waren, um Schulen bzw. Ausbildungsplätze bzw. Universitätsstudien im Exilland zu durchlaufen, waren viel stärker gezwungen, sich den Normen des Asyllandes anzupassen, sei es sprachlich oder kulturell.

Das Geschlechterverhältnis ist angesichts der früheren Sterblichkeitsrate von Männern leicht zu deren Ungunsten ausgefallen: 47 % wurden von Männern ausgefüllt und 53 % von Frauen.

Wo liegen die spezifischen Stärken dieses Projektes?

Andere Exilprojekte konzentrierten sich oft auf die Gruppe der Kreativen, seien es Künstler, Wissenschaftler oder Personen, die im Licht der Öffentlichkeit standen. Dieses Projekt kümmerte

¹Dieser Beitrag wurde erstmals im Katalog zur Ausstellung des Jüdischen Museums Wien: *Vom Großvater vertrieben, vom Enkel erforscht? Zivildienst in New York* (Wien 2002, 63-105) veröffentlicht. <www.jmw.at/de/vom_grossvater_vertrieben.html>.

Tabelle 1: Geburtsjahrgänge der Personen, deren Fragebögen ausgewertet wurden

GEBURTSJAHRGANG	%
1895-1910	22,3
1911-1920	61,6
1921-1930	13,6
1931-1937	2,5
gesamt	100

Quelle: AHC, zweiter Fragebogen.

sich nicht um den Bekanntheitsgrad, sondern schrieb alle Personen an.² Die Antworten ermöglichen somit Einblicke in das Schicksal der „kleinen Leute“.³ Auch andere Projekte arbeiteten bereits mit Befragungen und Interviews, und natürlich standen die Orte mit großer Zahl von Überlebenden und Flüchtlingen, vor allem New York, im Zentrum der Aufmerksamkeit.⁴ Dieses Projekt kontaktierte jedoch Menschen überall in den USA und konnte auch jene erreichen, die in abgelegenen Orten – sogar in Anchorage, Alaska⁵ – leben. Dennoch: Die im Staat bzw. in der Stadt New York Wohnenden stellen auch in dieser Auswertung mit knapp einem Drittel (32 %) die größte Gruppe, gefolgt von jenen, die in Kalifornien (18,1 %), Florida (13,7 %), New Jersey (6,3 %) und Connecticut (4 %) leben.

Ein Forschungsdefizit lag bislang darin, dass kaum Menschen mit ausgeprägter Religiosität einbezogen worden waren. Insofern ist es erfreulich, dass aus dieser Gruppe viele Antworten kamen. Eine weitere Qualität dieses Projektes: Obwohl inzwischen viele Lokalstudien über das Leben von Juden in Österreich außerhalb Wiens publiziert wurden, fehlen nach wie vor Studien zu kleineren Landgemeinden. Etliche Personen, die in derartigen Orten – etwa Piesting, Scheibbs, Laa an der Thaya – aufgewachsen sind, haben geantwortet.

Das Leben in Österreich bis 1938

Die ersten sieben Fragen des zweiten Fragebogens beziehen sich auf das Leben bis zum März 1938. Sie konzentrieren sich auf die soziale Situation, vor allem auf die Aspekte des Zusammenlebens von Juden und Nichtjuden, die religiöse und politische Orientierung und die drohende Gefahr durch den Nationalsozialismus.

²In einem ersten Schritt wurde vom Nationalfonds der Republik Österreich für die Opfer des Nationalsozialismus ein so genannter *Initial Letter* an die Überlebenden verschickt. Es wurde darin ersucht, einen eine Seite umfassenden ersten Fragebogen an das Leo Baeck Institute in New York zu schicken, an dem jeweils zwei Gedenkdienere aus Österreich die Korrespondenz und das Projekt betreuen. Im *Initial Letter* werden die wichtigsten Daten zur Person und Familie erhoben und zugleich gefragt, ob ein zweiter, weitaus umfangreicherer Fragebogen zugesandt werden darf. Einzelne Personen wurden zusätzlich ausführlich interviewt, wenn möglich werden auch diverse Dokumente wie Schiffskarten, Reisepässe etc. gesammelt.

³Vgl. Wolfgang Benz (Hg.), *Das Exil der kleinen Leute. Alltagserfahrungen deutscher Juden in der Emigration*, München 1991.

⁴Die Literatur über den Beitrag der Flüchtlinge zur amerikanischen Kultur und Wissenschaft ist höchst umfangreich. Für den Bereich der Wissenschaft sei verwiesen auf die beeindruckende Arbeit von Friedrich Stadler (Hg.), *Vertriebene Vernunft. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft*, Bd. 1 und 2, Wien-München 1987 und 1988. Vgl. auch E. Wilder Spaulding, *The Quiet Invaders. The Story of the Austrian Impact upon America*, Vienna 1968. Eine wichtige Publikation ist Siglinde Bolbecher/Konstantin Kaiser (Hg.), *Lexikon der österreichischen Exilliteratur*, Wien-München 2000. Die beiden Autoren leisten auch durch die Herausgabe der Zeitschrift „Mit der Ziehharmonika“ bzw. „Zwischenwelt“ einen essentiellen Beitrag zur Exilforschung in Österreich. Aus amerikanischer Perspektive vgl. William B. Helmreich, *Against All Odds. Holocaust Survivors and the Successful Lives They Made in America*, New York 1996. Außerdem sei auf die wichtige Tätigkeit des Literaturhauses (Ursula Seeber und Alisa Douer) Wien verwiesen wie auch des Orpheus Trust (Primavera Gruber), der sich mit Musikern im Exil befasst.

⁵Blanka Rosalia H., geb. 1915 in Wien.

Zusammenleben

Die Fragen zu den nachbarschaftlichen Beziehungen von Juden und Nichtjuden, zu den Freundschaften zwischen beiden Gruppen und zur konkreten Erfahrung mit dem Antisemitismus liefern Informationen über die Koexistenz beider Gruppen. Die Fragestellung bezog sich auch auf eine in den 80er Jahren in Israel durchgeführte, sehr beeindruckende Studie, in der israelische Staatsbürger österreichischer Herkunft mit einem umfangreichen Fragebogen über ihr gesamtes Leben befragt wurden und in zahlreichen lebensgeschichtlich orientierten Interviews die Antworten nochmals vertiefend ausgeleuchtet wurden.⁶ Es war das erste Projekt, das empirisch nachweisen konnte, wie isoliert die jüdische Bevölkerung in Österreich vor dem Nationalsozialismus lebte. Immerhin gaben in Israel mehr als 80 % der Befragten an, dass sie nur bzw. meist Juden als Freunde hatten.

Tabelle 2: Israelische Staatsbürger österreichischer Herkunft über ihren Freundeskreis in Österreich

FREUNDESKREIS	%	VAL %
alle Juden	25,3	26,7
meist Juden	56,8	60,0
Minderheit Juden	10,4	11,0
alle Nichtjuden	2,2	2,3
keine Angabe	5,3	-
gesamt	100	100

n = 2.330

Quelle: Christian Haerpfer, Israelische Bürger österreichischer Herkunft, Variablenliste. Häufigkeitstabelle, Wien 1990 (unveröffentlichtes Typoskript), S. 46.

Das Ergebnis des AHC-Projektes tendiert in dieselbe Richtung, wenn auch nicht derart ausgeprägt. Immerhin gaben mehr als die Hälfte der Befragten an, dass sie entweder nur oder meist jüdische Freunde bzw. Bekannte hatten. Vor einem direkten Vergleich der Antworten sei aus methodischen Gründen gewarnt. In den USA wurde nach dem Freundes- und Bekanntenkreis gefragt, in Israel lediglich nach dem Freundeskreis. Außerdem waren in den USA keine Antwortmuster vorgegeben, d. h. die Reduktion auf die unten angeführten Kategorien erfolgte erst nachträglich. Wenn jemand mit dem Begriff „mixed“ antwortete, so sagt das noch nichts über das Verhältnis aus und muss nicht bedeuten, dass der Freundeskreis ausgewogen war.

Die Zahlen lassen sich aus mehreren Perspektiven interpretieren. Zunächst sollte daran erinnert werden, dass 1934 ca. 92 % aller in Österreich lebenden Juden konzentriert in Wien wohnten und dort wiederum in einigen wenigen, aneinander angrenzenden Bezirken, nämlich im I., II., III., IX. und XX. Bezirk. Mehr als die Hälfte aller österreichischen Juden lebte in diesen Bezirken. Somit hat alleine die hohe Konzentration die interne Kommunikation gefördert. Der 1914 in Wien geborene Alexander Sch. bringt es auf den Punkt, wenn er über sein Leben in der Leopoldstadt, der so genannten „Mazzesinsel“, schreibt:

„Man hatte nicht viele nichtjüdische Freunde, nicht im II. Bezirk.“⁷

Hinzu kommt, dass die Mehrheit der Juden Wiens nicht dort geboren war, sondern sich aus Zuwanderern zusammensetzte. 1923 waren 58 % der Wiener Juden im Ausland geboren. Mit dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie wurde der Migrationsstrom allerdings unterbrochen. Für Migranten war das Netzwerk der Familie besonders wichtig und es ist kein Zufall, dass in den

⁶Erika Weinzierl/Otto D. Kulka (Hg.), Vertreibung und Neubeginn. Israelische Bürger österreichischer Herkunft, Wien-Köln-Weimar 1992.

⁷Die meisten Antworten wurden in englischer Sprache gegeben und für diesen Beitrag von mir übersetzt. In deutschsprachige Antworten wurde hingegen sprachlich nicht eingegriffen.

Tabelle 3: AHC-Projekt: Bitte beschreiben Sie Ihren Freundes- und Bekanntenkreis.
(In Klammer wurden zur Konkretisierung folgende Fragen gestellt: Waren [Ihre Freunde und Bekannten] meist jüdisch oder nichtjüdisch? Hatten Sie nichtjüdische Freunde?)

FREUNDES- UND BEKANNTENKREIS	%	VAL %
alle Juden	17,3	20,6
meist Juden	34,5	41,2
Familie	3,0	3,5
gemischt	22,6	27,0
meist Nichtjuden	5,9	7,1
keine Freunde	0,5	0,6
unklar	9,2	-
keine Antwort	7,0	-
gesamt	100	100

n = 377

Quelle: AHC, zweiter Fragebogen.

Antworten immer wieder darauf Bezug genommen wurde. Ein Beispiel von vielen ist die Antwort von Marhta W., geb. 1916:

„Enge nichtjüdische Freunde hatte ich nur, während ich zur Schule ging. Wir hatten jüdische Freunde, Nachbarn, aber meistens war es Familie. Jeden Sonntag besuchte ich mit meinem Vater Tante Rosa, meine geliebte Tante und ihr Kind. Und Sonntag nachmittags und zu Pesach kamen Cousins und Onkeln.“

Um zu verstehen, dass derartige Ergebnisse auf unterschiedliche Faktoren zurückgeführt werden können, sollten die Zahlen auch von einer anderen Perspektive aus betrachtet werden: Jede Gruppe benötigt für ihr Überleben ein funktionierendes Kommunikationsnetzwerk, da ihre Existenz sonst in Frage gestellt wird. Das Bindeglied der Juden ist die religiöse Zugehörigkeit. Wir wissen jedoch, dass der Anteil religiös Praktizierender in Österreich schrumpfte, die Anpassung an die christliche bzw. säkulare Umwelt überhand nahm und die Orientierung an anderen Werten, sei es Beruf, Wissenschaft, Bildung und Kultur zunahm, jedoch nur selten in Verbindung mit dem jüdischen Leben gebracht wurde. Insofern könnten die innerhalb der jüdischen Bevölkerung intensiv gepflegten Beziehungen also auch als Zeichen für ein funktionierendes Netzwerk in Österreich interpretiert werden. Immerhin ging es dabei auch um den Aufbau neuer Familien, um die Anbahnung von privaten aber auch beruflichen Partnerschaften.

Aus heutiger Perspektive lässt uns der massive Antisemitismus vermuten, dass die Wahl vornehmlich jüdischer Freunde und Bekannter nicht auf freier Entscheidung beruhte, sondern auf einem äußeren Zwang.

Es gibt auch Äußerungen, die sich solchen Interpretationen widersetzen. Lily H.-W., geb. 1916 in Wien, berichtete von einem mehrheitlich nichtjüdischen Freundeskreis. Für sie, wie für einige andere, schien die Frage, welcher Religion sie angehörte, belanglos zu sein.

„Die meisten meiner Freunde waren keine Juden. Wir haben unserer Religion keine Beachtung geschenkt. Einmal in der Woche hatten wir Religionsunterricht. Da unser Geschäft in einer nichtjüdischen Nachbarschaft lag, feierten wir keine jüdischen Feiertage. Aber meine Mutter fastete zu Yom Kippur.“

Liselotte H., geb. 1912 in Wien, schrieb:

„Mein Freundeskreis war gemischt. Ich suchte mir meine Freunde deswegen aus, weil ich sie mochte und nicht wegen ihrer Religion.“

Es scheint aber, dass nur wenige die Beziehungen derart neutral erlebten und die Spannungen zwischen jüdischer und nichtjüdischer Bevölkerung bei den meisten die Wahl der Freunde wesentlich bestimmten. Mit dem Einsetzen der Wirtschaftskrise Ende der 20er Jahre und den Erfolgen der Nationalsozialisten in Deutschland Anfang der 30er Jahre dürfte sich dies nochmals verschärft haben. Edith H., 1910 in Wien geboren, berichtete von einer christlichen Kindheitsfreundin. Als Edith H. älter wurde, hatte sie jedoch nur mehr jüdische Freunde und erklärte dies: „Die politischen Zeiten haben es so bestimmt.“ Obwohl Siegmund F., geb. 1904 in Wien, eine als Ausnahme bezeichnete freundschaftliche Beziehung zu einem seiner Lehrer erwähnte, klingt seine Antwort resigniert:

„Enge Freundschaft war unter Juden. Die gegebenen Umstände erlaubten keine tiefe Freundschaft. ‚Der beste Nichtjude war jemand, der uns toleriert.‘“

Sowohl die in Israel erhobenen Daten als auch jene aus den USA zeigen uns also einen inneren Zusammenhalt der jüdischen Bevölkerung durch Freundschaften. Alltägliche Situationen, in denen Juden und Nichtjuden in direkten Kontakt kamen, waren offensichtlich begrenzt. Es ist kein Zufall, dass häufig die Schule als ein solcher Ort bezeichnet wurde, nachbarschaftlichen Beziehungen wurde erstaunlich wenig Bedeutung beigemessen. Ein anderes natürliches Begegnungsfeld war das Berufsleben, in dem man automatisch nichtjüdischen Kollegen bzw. Geschäftspartnern und Kunden begegnete. Es gab natürlich auch die Ebene der erotischen Beziehungen, die aber in den Antworten nur selten erwähnt wurde.

„Meine Freunde waren im Allgemeinen Juden. Aber beruflich bin ich viel mit Nichtjuden umgegangen. Ich hatte auch einige nichtjüdische ‚girlfriends‘.“⁸

Eine weitere Begegnungsstätte war der bürgerliche Haushalt, in dem oft nichtjüdisches Dienstpersonal arbeitete.

„Die meisten Freunde waren Juden. Ich hatte aber nichtjüdische Bekannte, Dienstpersonal und Kunden.“⁹

Nichtjüdische Bedienstete spielten zu Beginn des Nationalsozialismus eine wichtige Rolle. Wenn sie vom Nationalsozialismus begeistert waren, konnten sie sehr gefährlich werden. Sie konnten aber der Familie auch einen wichtigen Schutz bieten; manchmal waren sie hilfreich bei der Versorgung von Familienmitgliedern, denen die Flucht nicht gelungen war. Die Beziehungen konnten auch nach dem Kriegsende wieder Bedeutung erlangen. Viele Vertriebene griffen nach dem Zweiten Weltkrieg den Kontakt wieder auf und besuchten ihre früheren „Dienstmädchen“. Joseph F., geb. 1925 in Wien, berichtete über sein Kindermädchen, das in der NS-Zeit zu den Nazis übergewechselt war. Nach dem Krieg ersuchte es ihn in einem Brief um Entschuldigung.

Wir sollten uns nicht dazu verleiten lassen, die Zitate als allgemein gültig zu sehen, sondern vielmehr ein Gespür für die Vielfältigkeit und Nuancen entwickeln. Wenden wir uns den Antworten zu, in denen von „meist oder nur jüdischen Freunden“ geschrieben wird. Josephine Z.:

„Alle meine Freunde waren jüdisch, mit einer Ausnahme. Wir sind immer noch die besten Freunde, schreiben einander und ich besuche sie jedes Mal, wenn ich nach Wien komme.“¹⁰

Von jenen, die meist jüdische Freunde hatten, antworteten 20, sie hätten einen nichtjüdischen Freund gehabt, fünf nennen zwei nichtjüdische Freunde. Manche streichen heraus, dass ihr bester Freund bzw. ihre beste Freundin nichtjüdisch war.¹¹

⁸Walter K., geb. 1904 in Wien; ähnlich: Gerhard H., geb. 1914 in Wien.

⁹Friederike K., geb. 1905 in Frauenkirchen, ähnlich auch: Alice Jay S., geb. 1918 in Wien, und Harold G. B., geb. 1926 in Wien: „Alle meine Freunde waren Juden. Wir hatten keinen persönlichen Kontakt zu Nichtjuden, mit Ausnahme zum Dienstpersonal, im Beruf und als Kunden.“

¹⁰Josephine Z., geb. 1914 in Podivin.

¹¹Joseph B., geb. 1913 in Wien; Hedy Sch., geb. 1913 in Mödling; Edith H., geb. 1910 in Wien; William H., geb. 1919 in Wien.

Wie sehr äußere Bedingungen auf freundschaftliche Beziehungen wirkten, zeigt sich bei Personen, die in Orten mit geringer jüdischer Bevölkerung lebten. Das konnte einerseits die völlige Isolation zur Folge haben, andererseits normale bzw. durch die Struktur erzwungene Beziehungen zu Nichtjuden. Martha L. wuchs im niederösterreichischen Piesting auf. Da es keine andere jüdische Familie im Ort gegeben habe, seien alle Freunde und Bekannte Nichtjuden gewesen.¹² Verbittert hingegen klingt die Antwort von Franz Ferdinand H., der damals im niederösterreichischen Gaming lebte. Er hatte kaum Freunde, und diese waren zu 100 % Christen und zum größten Teil illegale Nazis.¹³

Freundschaften zu damaligen Nationalsozialisten werden erstaunlicherweise immer wieder erwähnt. Hugo-Douglas K. wurde 1909 im südmährischen Dorf Eisgrub geboren. Eisgrub lag im Bezirk Nikolsburg und war einer der mährischen Orte, die bis zum Ende der Habsburgermonarchie eine autonome „Israelitengemeinde“ bildeten. 1910 lebten allerdings nur mehr 99 Personen dort. Während des Ersten Weltkriegs übersiedelte er mit seiner Familie nach Wien.

„Im Dorf waren es meist Nichtjuden. [Später] spielte ich in einem Orchester Violine gemeinsam mit Ferdinand B., einem meiner besten Freunde. Eines Tages erschien er in SS-Uniform und deportierte mich während der Kristallnacht. Er umarmte mich und meinte: ‚Wenn alle Juden so wären wie du, würde es keinen Antisemitismus geben.‘“

Hinter solchen Momentaufnahmen verbirgt sich viel von der Katastrophe des 20. Jahrhunderts: Deine Freunde konnten zugleich deine Feinde sein. Diese Art der ungereimten Beziehung können Psychologen wahrscheinlich besser entschlüsseln. Vermutlich sahen viele Nazis in den Juden wirklich eine große Bedrohung und versuchten sich durch direkten Kontakt zu vergewissern, dass die Gefahr nicht so erdrückend war, wie sie dies ihre Ideologie glauben machte. Aber wir können nachträglich mittels Erinnerungen nur beschränkt in die Gefühle der Menschen von damals blicken. Warum blieben Juden mit Menschen befreundet, von denen sie wussten, dass sie Nazis waren? Ging es auch dabei um die Vergewisserung, dass der größte Feind eigentlich versöhnlich ist, wenn eine zwischenmenschliche Beziehung hergestellt wird? Insgesamt erwähnen elf der Befragten derartige Beziehungen, es handelt sich also um einen vergleichsweise geringen Prozentsatz.

Wie verquer sich die Beziehungen entwickeln konnten und manchmal dem Klischeebild von „Opfer“-„Täter“ nicht entsprechen, zeigt das Beispiel von Felix Karl B., 1914 in Wien geboren. Seine Eltern wurden im Nationalsozialismus umgebracht.

„Ich hatte nur zwei jüdische Freunde im Gymnasium. Meine zwei besten Freunde (für das ganze Leben) waren nichtjüdisch. Eine kleine Vignette: Wir wussten, dass einer meiner Freunde aus finanziellen Gründen gezwungen wurde, der illegalen Nazi-Partei beizutreten. (Er war Manager bei den Siemens-Werken.) Als ich schon aus Österreich geflohen war, besuchte er in seiner SS-Uniform jede Woche meine Eltern. Schließlich machten ihm meine Eltern klar, dass dies für ihn zu gefährlich sei. Als er 1995 starb, flog ich mit meiner Tochter zu seinem Begräbnis.“

Manche interkonfessionellen Freundschaften hielten dem Druck des Nationalsozialismus trotzdem stand, und mehrere berichteten davon, dass sie diese bis in die Gegenwart mit Briefen, Telefonaten und gegenseitigen Besuchen pflegten.¹⁴

Wenn wir heute von einer eindeutigen Kategorisierung Juden-Nichtjuden ausgehen, tapen wir nachträglich in die Falle des Nationalismus und Rassismus. Mischehen und Kinder aus diesen Ehen waren vor dem Nationalsozialismus zunehmend üblich geworden, auch wenn die Zahl erst allmählich anwuchs. Die Grenzen zwischen den Konfessionen lösten sich immer mehr auf, wie sich an den steigenden Religionsübertritten zeigt. Die Liebe schuf sich ihren Weg über Konfessionsgrenzen hinweg, auch wenn es manchmal dabei viele Widerstände zu überwinden galt. Der Nationalsozialismus brachte dann das Raster des Rassismus ins Spiel:

¹²Martha L., geb. 1913 in Piesting.

¹³Franz Ferdinand H., geb. 1915 in Scheibbs.

¹⁴Siegmond B., geb. 1916 in Wien; Friedrich-Theodore G., geb. 1915 in Wien; Josphine Z., geb. 1914 in Podivin; Leo G., geb. 1915 in Wien; Renée L., geb. 1924 in Wien; Bert L., geb. 1917 in Wien; Renée W., geb. 1912 in W.

„Ich hatte auch sehr gute nichtjüdische Freundinnen. Interessant war es, dass nach Einzug der Nazis einige meiner christlichen Freundinnen plötzlich jüdischer Abstammung waren.“¹⁵

Manche erwähnten Mischehen in ihrer eigenen Familie und hatten somit Beziehungen zum christlichen Part der Familie. Einige lebten als Christen und erst der Nationalsozialismus stempelte sie zu Juden. John K. beschrieb die Vermischung in seinem Bekanntenkreis in vielen Details. Er selbst war bereits getauft und seine Freunde waren meist christlich, unter ihnen der spätere Verleger Fritz Molden. Ein anderer Freund erfuhr erst nach dem „Anschluss“, dass sein Vater, ein bekannter Gynäkologe, Jude war. Trotzdem wurde er in die Wehrmacht eingezogen und kam ums Leben. Fritz H., geb. 1914 in Wien, entstammte einer so genannten Mischehe und hatte wie viele andere einen gemischt jüdischen und nichtjüdischen Freundeskreis. Aber sein bester Freund war ebenfalls ein so genannter „Mischling ersten Grades“, wie die Nazis es nannten. Auch bei Kindern aus gemischten Ehen fällt die Tendenz auf, sich Schicksalsgenossen zu suchen, die am besten verstehen können, wie es einem geht, wenn man nirgends eindeutig dazugehören scheint.

Trotz der vielen positiven Beispiele für Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden hatte das vom Antisemitismus vergiftete Klima bereits tiefe Spuren in den Beziehungen der Menschen und leider auch in den Herzen der Kinder hinterlassen. Hans Herbert W., geb. 1920 in Wien:

„Meine Schulfreunde waren ausschließlich jüdische Schüler. Wir mussten aus Gründen der Sicherheit zusammenhalten, blieben aber auch untereinander, weil die nichtjüdischen Klassenkameraden überhaupt kein Interesse an einer Freundschaft mit Juden zeigten.“

Antisemitismus

Die überwiegende Mehrheit berichtet von guten Beziehungen zu nichtjüdischen Nachbarn, einige davon, dass die Beziehungen distanziert waren, und einige wenige, dass sie im II. Bezirk in einer vorwiegend jüdischen Nachbarschaft lebten und somit kaum Kontakte zu nichtjüdischen Nachbarn hatten. Generell würde sich davon eher auf ein normales Alltagsleben im Wohnumfeld schließen lassen, das erst mit dem Nationalsozialismus zerbrach. Es schien uns aber wichtig, die Beziehungen nicht auf den einen oder anderen Pol der Möglichkeiten zu reduzieren, sondern das Leben in seiner Vielgestaltigkeit zu beleuchten. Wenn die zuvor analysierte Frage nach Freundschaften auf das Erfassen von positiven Kontakten abzielte, so sollte jene nach eigenen antisemitischen Erfahrungen das negative Spektrum der Beziehungen erfassen. Auch diese Frage wurde bereits in der in Israel durchgeführten Erhebung gestellt.

Das Schockierende an der israelischen Erhebung ist die hohe Zahl derjenigen, die tatsächlich vor dem „Anschluss“ schon persönlich mit dem Antisemitismus konfrontiert waren: 88,3 %! Interessant ist, dass der Begriff „mittelmäßig“ zur häufigsten Antwort verlockte. Die Antworten der in den USA Befragten zeugen zwar auch von einem vom Antisemitismus dominierten Leben, allerdings nicht in einem derart starken Ausmaß wie in Israel: 53 % nennen persönlich gemachte antisemitische Erfahrungen. Wiederum: Die unterschiedliche Fragestellung erlaubt keinen direkten Vergleich.

Wie erkannte man eigentlich, dass jemand Jude war? In Österreich wie auch in anderen vom Antisemitismus beeinflussten Ländern gab es eine Art Sport, die man als „Judenriecherei“ bezeichnete. Für Antisemiten war schnell jemand Jude, sei es weil er/sie einen vermeintlich jüdischen Namen trug oder eben so aussah, wie sich Antisemiten einen Juden bzw. eine Jüdin vorstellten. In den Karikaturen und manipulierten Fotografien der antisemitischen Hetzblätter können wir die Ikonografie des Rassismus verfolgen: die „jüdische Nase“, das dunkle, oft gekräuselte Haar und in die Mimik eingeschriebene negative Charakterzüge der Hinterlist.¹⁶ Verständlich, dass viele ihre jüdische Identität versteckten, um sich den antisemitischen Angriffen nicht auszuliefern. Fred-Raymond H. wies in seiner Argumentation darauf hin.

¹⁵Dr. Trude D., geb. 1912 in Wien.

¹⁶Vgl. z. B. Sander Gilman, *The Jew's Body*, New York, NY 1991; Eduard Fuchs, *Die Juden in der Karikatur*, München 1921.

Tabelle 4: Israelische Staatsbürger österreichischer Herkunft über antisemitische Erfahrungen in Österreich vor dem Nationalsozialismus: Haben Sie in Österreich unter Antisemitismus gelitten?

ANTISEMITISCHE ERFAHRUNGEN	%	VAL %
sehr stark	15,4	16,5
mittelmäßig	30,6	32,7
wenig	21,1	22,6
fast nicht	15,4	16,5
nicht	10,9	11,6
keine Angabe	6,6	-
gesamt	100	

n = 2.330

Quelle: Haerpfer, *Israelische Bürger*, S. 47. (Vgl. Erika Weinzierl/ Otto D. Kulka, *Vertreibung und Neubeginn. Israelische Bürger österreichischer Herkunft*, Wien-Köln-Weimar 1992, S. 461.)

Tabelle 5: Haben Sie oder Ihre Familie vor März 1938 antisemitische Erfahrungen gemacht? (Die als Schreibanimation gedachte Frage, die in Klammer gestellt ist, lautet: If so, please give details.)

ERFAHRUNGEN	%	VAL %
antisemitisch	42,0	46,7
wenig antisemitisch	5,7	6,3
kein Antisemitismus	42,3	47,0
unklar	3,5	-
keine Antwort	6,5	-
gesamt	100	100

n = 376

Quelle: AHC, zweiter Fragebogen.

„Mit unserem deutsch klingenden Namen Hoffmann, den blauen Augen und blonden Haaren erlebten ich und meine Geschwister vor März 1938 keinen Antisemitismus. Nach dem Anschluss wurden wir geächtet wie alle Juden.“¹⁷

Unter den Antworten, die konkret schildern, auf welche Weise jemand antisemitisch attackiert wurde, finde ich jene besonders wichtig, die beschreiben, wie sich die Betroffenen wehrten. Vor dem Nationalsozialismus war der Antisemitismus meist ein verbaler, auch wenn es vereinzelt schon zu körperlichen Angriffen und Schlägereien kam. Ein Beispiel für die verbale Schlagfertigkeit bietet Kurt R., der einen damals weit verbreiteten antisemitischen Spruch auf seine Weise replizierte:

„Ich erinnere mich an einen Zwischenfall, als mir ein Sechsjähriger zurief:
 ‚Jud, Jud, spuck in’ Hut.
 Sag der Mutter, das ist gut.‘

Ich antwortete ihm mit meinem ersten Gedicht:

‚Christ, Christ, spuck in’ Mist.
 Sag der Mutter, was ein Esel du bist.‘

Als ich mich beim Priester der Kalvarienkirche beschwerte, meinte er: ‚Vergiss es! Gott liebt alle seine Kinder.‘“¹⁸

¹⁷Fred-Raymond H., geb. 1915 in Wien, ähnlich: Anne L., geb. 1918 in Wien; Ilse F., geb. 1909 in Wien; Elie T., geb. 1919 in Wien. Sie verweist ebenfalls auf ihren damaligen nicht jüdisch klingenden Namen.

¹⁸Kurt S., geb. 1911 in Wien.

Die österreichischen Bildungseinrichtungen – Universitäten und Schulen – waren Hauptschauplätze des praktizierten Antisemitismus. Es waren jedoch nicht nur die Schüler, deren Herzen bereits vom Denken in Feindkategorien verdorben waren, sondern auch antisemitisch oder nationalsozialistisch eingestellte Lehrer und Professoren, die jüdische Schüler und Studenten benachteiligten.¹⁹ Besonders arg war es, wenn der verbal aggressive Antisemitismus in Gewalt umkippte, also etwa auf die jüdischen Kinder Steine geworfen wurden.²⁰ Aber die Konfrontation mit dem Antisemitismus konnte manchmal auch ganz unvermittelt geschehen und prägte sich vermutlich deswegen klar ins Gedächtnis ein.

„In meinem zweiten Schuljahr in der Realschule (1937) war ich gemeinsam mit einem jüdischen Buben einmal in der Wohnung eines nichtjüdischen Freundes. Auf einmal meinte er, wir sollten besser gehen, denn sein älterer Bruder komme aus der Schule und der mag keine Juden. Später fand ich heraus, dass dieser Bruder auch jüdische Freunde hatte.“²¹

Antisemitisch motivierte Gewalt drohte vor allem jüdischen Studenten an den Universitäten. Der Rassismus samt Herrenmenschendenken und die Intoleranz hatten sich in die Köpfe eines Großteils der nichtjüdischen intellektuellen Elite eingenistet. Die Radikalsten unter ihnen schreckten nicht davor zurück, jüdische Studenten zu attackieren. Dramatisch waren die Zustände am Wiener Anatomischen Institut, das in zwei Lager gespalten war. Jenes, an dem die jüdischen Hochschüler studierten, wurde vom sozialdemokratischen Gesundheitsstadtrat Julius Tandler geleitet.²² Die jüdischen Studentinnen wurden dennoch nicht von den gewaltbereiten Studenten verschont: „Ich wurde als Studentin am Anatomischen Institut geprügelt von den antisemitischen Studenten“, schreibt Edith H.²³ Eine andere damalige Studentin notierte, sie wäre den Prügeln im Stiegenhaus nur durch einen Sprung aus dem Fenster entkommen.²⁴

Der verbale Antisemitismus dürfte „Normalität“ gewesen sein, denn viele schrieben, dass sie als „Saujud“ oder „Judenschwein“ oder „dreckiger Jud“ beleidigt worden waren. „Ich erinnere mich auf der Straße von einem Buben als ‚Saujüdin‘ beschimpft und angespuckt worden zu sein. Ich glaube nicht, dass mich das belastet hat“, schreibt die 1926 geborene Susi F.²⁵

Zu Pöbeleien, einem Vorspiel gewalttätigen Handelns, kam es auch immer wieder. Eine dieser typischen Situationen beschrieb Ella G. Sie ging als 17-Jährige mit ihrer Mutter und ihrer Schwester spazieren:

„Der Gehsteig war breit. Uns kamen drei Typen entgegen und sagten zu uns: ‚Ihr Juden nehmt uns den ganzen Gehsteig weg.‘ Meine Mama antwortete: ‚Das ist Österreich und nicht Deutschland; Das war 1936.‘“²⁶

Es wäre falsch, davon auszugehen, dass diejenigen, die mit einem „No“ antworteten, die antisemitische Atmosphäre in Österreich nicht trotzdem empfunden hätten. Die Frage zielte ja daraufhin ab, ob jemand persönlich mit Antisemitismus konfrontiert war. Es dürfen also nicht Antworten erwartet werden, die über die eigentliche Frage hinausgehen. Trotzdem schrieben etliche, dass sie zwar persönlich von antisemitischen Begegnungen bis 1938 verschont geblieben waren, sich aber dessen bewusst waren, dass der Antisemitismus latent vorhanden war.²⁷

¹⁹Susanne Y., geb. 1923 in Wien; Herbert F., geb. 1926 in Wien; Rosa G., geb. 1915 in Wien; Erna Elisabeth W., geb. 1920 in Kopyczynce; Hans P., geb. 1906 in Salzburg; Hans Herbert W., geb. 1920 in Wien.

²⁰Beschrieben von Auguste G., geb. 1906 in Wien.

²¹Kurt G., geb. 1925 in Wien.

²²Vgl. insgesamt Bruce F. Pauley, Eine Geschichte des österreichischen Antisemitismus. Von der Ausgrenzung zur Auslöschung, Wien 1993.

²³Edith H., geb. 1910 in Wien.

²⁴Alice H., geb. 1913 in Wien.

²⁵Susi F., geb. 1926 in Wien. Vom Anspucken schrieb auch: Anne-Marie A.-L., geb. 1918 in Wien; Ernestine Z., geb. 1921 in Wien. Als „Saujud“ beschimpft worden zu sein, berichten außerdem Helma G., geb. 1926 in Graz; John A., geb. 1910 in Brünn; George Rudolf St., geb. 1919 in Wien; Paul Patrick St., geb. 1917 in Wien.

²⁶Ella G., geb. 1919 in Wien.

²⁷Z. B. Ernst H., geb. 1923 in Wien.

Der Nationalsozialismus

Mit einem Fragebogen sind die Erfahrungen des Nationalsozialismus nur sehr begrenzt erfassbar und ich möchte deswegen behutsam mit den Antworten umgehen. Die dramatischen Erfahrungen unmittelbar nach dem „Anschluss“ und während des Novemberpogroms sind inzwischen sehr gut dokumentiert, deswegen soll hier auf einen anderen Aspekt eingegangen werden, der bislang nur selten berücksichtigt wurde: Wie haben sich nichtjüdische Freunde, Kollegen, Schulkollegen und Nachbarn verhalten?²⁸ Die Frage wurde auch deswegen gestellt, weil es wichtig ist, sowohl negatives als auch solidarisches Verhalten zu dokumentieren.

Von der Genozidforschung wissen wir, dass Mitläufer am ehesten dann zu Mittätern wurden, wenn sie ihre Opfer nicht persönlich kannten. Doch zu Beginn des Nationalsozialismus schien es noch nicht um Mord zu gehen, sondern um die Befriedigung der Neid- und Hassgefühle der sich als Opfer der Juden fühlenden Antisemiten. Gepaart mit einer Prise des österreichischen „Schmähs“ fanden sie es „eine Hetz“, wenn vermeintlich reiche Jüdinnen und Juden die Straßen von den Parolen des Schuschnigg-Regimes reinigen mussten.

Der Terror gegen die Juden stieß kaum auf öffentlich wahrnehmbaren Widerstand, denn der nationalsozialistische Terror signalisierte auch den politischen Gegnern, dass gegen sie sofort mit Gewalt vorgegangen würde. Für die Österreicher mit jüdischer Religion bzw. Österreicher, die von den Nürnberger Gesetzen nun als Juden kategorisiert wurden, obwohl sie nicht zur jüdischen Religionsgemeinschaft gehörten, war die Isolation innerhalb der Gesellschaft und das Ausgeliefertsein ein ungeheurer Schock. Wie sehr Angst und Terror auf der einen Seite, aber auch ideologischer Druck des Antisemitismus auf der anderen Seite gewirkt haben, zeigt sich an vielen Darstellungen über das Verhalten von Freunden und Bekannten, die abrupt den Kontakt abgebrochen hatten. In mancher Antwort klingt sogar Verständnis für dieses Verhalten durch, etwa in jener von Kurt S.:

„Die Nachbarn hielten sich fern von uns. Niemand wollte uns helfen. Sie waren alle ängstlich und standen unter Druck zu zeigen, dass sie gute Nazis waren. Manchmal gingen sie auf die andere Straßenseite, um zu vermeiden uns zu begegnen. Menschen, die versuchten, den Juden zu helfen, riskierten ihre Arbeit zu verlieren.“²⁹

Die Verdrängung dessen, was mit den Juden geschah, begann bei den Nichtjuden also vom ersten Moment an. Es wurde so getan, als würde man sie nicht sehen, und damit konnte man sich später vormachen, nichts von dem zu wissen, was ihnen angetan worden war. Das Wegsehen wurde zur Lebensphilosophie einer Generation. Wer trotzdem half, dem oder der fehlte offensichtlich die Angst. Irene W. lebte in Niederösterreich:

„Die Menschen in unserer Kleinstadt hielten sich fern. Ich weiß nicht, wie viele von ihnen wirklich Nazis waren und wie viele Angst hatten. [...] Eine Frau, die für uns gearbeitet hatte, kam zu unserer Hintertür, um nachzusehen, ob wir etwas bräuchten. Wir sagten ihr, sie solle das nicht nochmals tun, es sei zu gefährlich. Aber sie kam dennoch.“³⁰

Die folgende Tabelle ist lediglich als Orientierung gedacht, damit Sie als Leser wissen, in welchen Antwortmustern reagiert wurde. Ich gehe eigentlich davon aus, dass die Antwort „gemischt“ häufiger hätte vorkommen müssen. D. h. dass diejenigen, die ein „anständiges“ Verhalten konstatierten, vermutlich auch von einer „distanzierten“ Reaktion anderer hätten berichten können.

Die negativen Reaktionen überwiegen demnach, wie nicht anders zu erwarten war. Trotzdem dürften sich zu Beginn des Nationalsozialismus viele mit Juden befreundete Nichtjuden weiterhin „anständig“ benommen haben. Sie haben den Kontakt nicht einfach abgebrochen, waren besorgt, manchmal auch verzweifelt angesichts der hereinbrechenden Katastrophe. Vor allem zeigten

²⁸Die Frage lautet: „How did non-Jewish friends, colleagues, schoolmates, neighbours etc. behave toward you and your family?“

²⁹Kurt S., geb. 1912 in Wien. Insgesamt klang Verständnis in acht Antworten durch.

³⁰Irene W., geb. 1896 in Traisen.

Tabelle 6: Wie haben sich Ihre nichtjüdischen Freunde, Kollegen, Klassenkameraden, Nachbarn etc. [ab März 1938] Ihnen und Ihrer Familie gegenüber verhalten?

REAKTIONSFORM	%	VAL %
negativ	8,5	10,8
distanziert	28,0	35,8
indifferent	1,6	2,0
gemischt	9,3	11,8
neutral	0,8	1,0
wie zuvor	0,5	0,7
anständig	21,2	27,0
Hilfeleistung	8,5	10,8
unklar	9,0	-
keine Angabe	12,7	-
gesamt	100	100

n = 378

Quelle: AHC, zweiter Fragebogen.

sie Empathie. Wunderbar, loyal, großartig – das sind Begriffe, mit denen das positive Verhalten nichtjüdischer Freunde umschrieben wird. In neun Fällen wird von Hilfestellungen berichtet, die als „Rettung“ gelten können. Nichtjüdische Bekannte halfen den von Verhaftung Bedrohten sich zu verstecken, versorgten sie mit Essen oder waren bei der Flucht behilflich.³¹

Manchmal war die Pervertierung der Beziehungen grotesk geworden wie im folgenden Beispiel von der 1912 geborenen Martha W., in dem Nazis die Bedrohten warnten:

„Meine Freundin – sie war schon vor 1938 eine Nazi, aber das fanden wir erst später heraus – kam zu uns, um meine Eltern zu warnen. Der Hausmeister, auch er ein illegaler Nazi, versuchte uns zu schützen. Sie mochten meine Eltern wirklich. Und eines unserer früheren polnischen Dienstmädchen besorgte Essen für meine Eltern.“³²

Parteienossen innerhalb der Familien nichtjüdischer Bekannter konnten zu einer Bedrohung werden. Therese W. erinnert sich an den Freund ihres Vaters, einen überzeugten Sozialisten, dessen Söhne beide Nazis waren, weswegen der Kontakt reduziert werden sollte.³³

Betrachtet man den Handlungsspielraum für Nichtjuden, so war nach dem „Anschluss“ noch die ganze Palette an menschlichen Regungen möglich, von der Hilfeleistung auf der einen Seite bis hin zur Bedrohung auf der anderen Seite. Am schlimmsten waren die Erfahrungen mit Bekannten, die ihre neu erhaltene Macht missbrauchten, ja sogar zu Übergriffen bereit waren wie etwa zwei ehemalige Schulkollegen von Oscar W., die der SA beigetreten waren und ihn und seinen Bruder Max verprügelten.³⁴ Selbst die Jüngsten übernahmen die in der Gesellschaft omnipräsente Gewaltbereitschaft gegenüber den Juden. Eine damals erst siebenjährige Schülerin erinnert sich:

„Meine nichtjüdischen Schulkollegen warfen mir Steine nach und verspotteten mich.“³⁵

Erschreckend muss es gewesen sein zu sehen, wer nach dem „Anschluss“ die Nazis unterstützte und wie viele Mitläufer plötzlich die Gunst der Stunde nützten, um sich mit betontem Antisemitismus

³¹Anne K., geb. 1914 in Wien; Frieda K., geb. 1909 in Paris; Susanne E., geb. 1930 in Wien; Erna K., geb. 1908 in Wien; Robert G., geb. 1921 in Wien; Liselotte H., geb. 1912 in Wien; Henry. Y., geb. 1913 in Wien; Hedwig A., geb. 1907 in Wien, und George-David M., geb. 1913 in Wien.

³²Martha W., geb. 1916 in Wien; vgl. auch Albert-Aaron F., geb. 1920 in Wien.

³³Therese W., geb. 1909 in Wien.

³⁴Oscar W., geb. 1908 in Wien.

³⁵Lilian-Renée F., geb. 1931 in Wien.

als „ordentliche“ Nazis zu profilieren. Joseph B. erinnert sich an seinen Nachbarn, einen früheren Sozialisten, der nach dem „Anschluss“ zu ihm meinte, es werde nicht so schlecht werden, da Hitler den Armen helfen würde. Joseph B. brach daraufhin selbst jeglichen Kontakt ab.³⁶ Aber es gab auch umgekehrte Fälle: Der Großvater von Helene P.-L. hatte einen Kollegen am Anatomischen Institut, von dem er wusste, dass dieser ein illegaler Nazi war.

„Nachdem die Nazis einmarschiert waren, kam dieser Mann auf der Straße absichtlich auf meinen Großvater zu, gab ihm die Hand und sagte: ‚Ich hätte nie gedacht, dass die Nationalsozialisten so handeln würden. Ich schäme mich dafür, sie unterstützt zu haben.‘“³⁷

Charakteristisch sind jedoch Erzählungen wie die folgende, in der Nachbarn die Rechtlosigkeit der Juden schamlos für ihre eigenes Glück ausnützten:

„Ich gebe ein Beispiel. Nachdem ich Österreich verlassen hatte, sagte ein Nachbar in SA-Uniform zu meinen Eltern: ‚Ich habe geheiratet und benötige eine entsprechende Wohnung.‘ Meinen Eltern gab er eine Woche Zeit zum Ausziehen. Dieser Mann war ein früherer Schulkollege von mir, dem ich in der Realschule Nachhilfe gegeben hatte, damit er mit seiner beschränkten Intelligenz durchkam.“³⁸

Die Zusammenschau der Antworten lässt erkennen, dass die von den Nazis betriebene Isolierung der Juden unmittelbar nach dem „Anschluss“ selbst in die zuvor positiven persönlichen Beziehungen einbrechen konnte, sei es durch Ängstlichkeit auf Grund des allgemeinen Terrors oder durch den Bruch der Bekanntschaft seitens der nichtjüdischen Bekannten, die den Nationalsozialismus attraktiv fanden. In Österreich funktionierte die Politik der Ausgrenzung von Beginn an, trotzdem war der Handlungsspielraum vorerst noch gegeben. Ob jemand aus Überzeugung, mit oder ohne Angst, auf Grund seiner inneren Werte oder gar aus Enttäuschung über das Verhalten der Nationalsozialisten und ihrer Mitläufer sich den Kontakt zu jüdischen Bekannten und Freunden nicht verbieten ließ, tut nichts zur Sache, sondern zeigt: Damals war es noch möglich. Die persönlichen Beziehungen blieben stärker aufrechterhalten, als dies aus der Darstellung der frühen NS-Phase zu vermuten gewesen wäre. Vermutlich prägt das Schlagwort der „zu wenig Gerechten“ unser Bild. Wenn wir das Augenmerk aber auf aktiven Widerstand legen, dann stimmt es, dass wirklich nur Einzelne den Mut fassten, ihre Existenz zu riskieren. Wir wissen, dass der Terror immer größere Formen annahm und auch die Angst vor den positiven Kontakten zu Juden so sehr zunahm, dass beinahe alle abgebrochen wurden.

Amerika

Fluchtwege und Ankunft

Ca. 70 % der Befragten erreichten das rettende Asylland USA vor dessen Eintritt in den Zweiten Weltkrieg, der Höhepunkt der Flüchtlingswelle war 1939. Nach Kriegsausbruch wurde es immer schwieriger, den Fängen der Nationalsozialisten zu entkommen. Bisher war nicht klar, wie viele der aus Österreich stammenden Überlebenden und Vertriebenen erst nach Ende des Zweiten Weltkriegs in die USA übersiedelten. In der AHC-Befragung gaben knapp 27 % der Befragten an, sie wären erst nach Ende des Zweiten Weltkriegs in die USA eingewandert.

Die Ankunftszeiten geben bereits einen Hinweis darauf, dass der direkte Fluchtweg von Österreich über den Landweg zu einem der großen Häfen für die Atlantiküberquerung nur von einem Teil der Vertriebenen genommen werden konnte. Die Fluchtwege klingen manchmal abenteuerlich, für manche dauerte der Zustand des Flüchtlingsdaseins jahrelang. Die Forschungen von Peter Eppel haben ergeben, dass zwischen März 1938 bis zum Kriegseintritt der USA im Dezember 1941 mehr

³⁶Joseph B., geb. 1913 in Wien.

³⁷Helene P.-L., geb. 1923 in Wien.

³⁸Karl Felix B., geb. 1914 in Wien; vgl. auch Julius W., geb. 1918 in Wien.

Tabelle 7: Wann sind Sie in den USA angekommen?

ANKUNFTSJAHR	%	VAL %
1938	17,8	19,8
1939	27,4	30,4
1940	14,6	16,2
1941	3,5	3,8
1942-1944	2,9	3,2
1945-1949	11,4	12,7
1950-1959	9,6	10,6
1960-1969	1,6	1,8
nach 1969	1,3	1,5
unklar bzw. keine Angabe	9,8	-
gesamt	100	100

n = 376

Quelle: AHC, zweiter Fragebogen.

als 30.000 Flüchtlinge in den Vereinigten Staaten Amerikas Zuflucht finden konnten. Von ihnen seien mindestens 80 % nach ihrer Religion bzw. Herkunft jüdisch gewesen. Eine andere Quelle spricht sogar von 40.000 Flüchtlingen aus Österreich.³⁹

Die Flucht in die USA erfolgte unter den spezifischen Voraussetzungen amerikanischer Immigrationspolitik. Die NS-Flüchtlinge wurden vom amerikanischen Staat nicht als Asyl Suchende behandelt, sondern als Einwanderungswillige. Sie mussten bei einem amerikanischen Konsulat einen Antrag auf ein Einwanderungvisum stellen und wurden entsprechend der Länderquote auf eine Warteliste gesetzt. Damit begann die erste Hürde. Jene, die in Österreich geboren waren, fielen in die vergleichsweise große deutsche Quote und hatten damit gute Chancen auf baldigen Erhalt eines Visums. Die außerhalb des Rumpfstaates Österreich Geborenen, also beispielsweise im früher zur Habsburgermonarchie gehörenden Galizien, das nun zu Polen gehörte, oder der Bukowina, damals ein Teil Rumäniens, mussten mit weitaus längeren Wartezeiten rechnen. Die Einwanderungsquote für das Deutsche Reich inklusive Österreich betrug 27.370 Personen, jene für Polen 6.524 und für Rumänien gar nur 295.⁴⁰ Diese Regelung führte dazu, dass Familien zerrissen wurden und Eltern, die in einem der letztgenannten Länder geboren worden waren, ihre Kinder nicht begleiten konnten. Zusätzlich benötigten Einwanderer eine Bürgschaftserklärung (Affidavit), die garantieren sollte, dass die Immigranten der amerikanischen Öffentlichkeit nicht zur Last fallen würden. Es war ein grausamer Wettlauf gegen den Tod, den viele verloren. Einfallsreichtum, Geschick und Glück konnten dabei eine lebensentscheidende Rolle spielen.

Beim Lesen der Fragebögen ist einiges vom damaligen Druck und der Bedrohung zu spüren. Viele fanden in England vorübergehend Zuflucht, manche in Frankreich, Belgien oder Holland. Je später die Flucht begann, umso schwieriger und abenteuerlicher wurden die Fluchtwege. Manche blieben am europäischen Festland hängen und gerieten nochmals in die Fänge der Nationalsozialisten.⁴¹ Ein Beispiel: Trude D. war mit einem Nichtjuden verheiratet und hatte wegen der restriktiven Einwanderungsbestimmungen angesichts ihrer Tuberkulose keine Chance, ein amerikanisches Visum zu erhalten. Sie wich nach Jugoslawien aus, wo sie aber während des Krieges abermals in den Machtbereich der Gestapo geriet.⁴² Erschütternd ist auch der Bericht von Otto F., der in Folge des Novemberpogroms 1938 für fünf Monate in das Konzentrationslager Dachau eingesperrt wurde. Nachdem ihm die Flucht nach England geglückt war, wurde er dort als *enemy*

³⁹Peter Eppel (Hg.), *Österreicher im Exil. USA 1938-1945*, Bd. 1, Wien 1995, S. 28.

⁴⁰Eppel, Bd. 1, S. 49.

⁴¹Z. B. Gina-Rahel K., geb. 1909 in Kolomea. Sie überlebte den Krieg in Belgien.

⁴²Trude D., geb. 1912 in Wien.

alien interniert.⁴³ Offensichtlich war die Internierungspolitik der Engländer und vielleicht auch die geringe Durchlässigkeit der englischen Gesellschaft ein Grund dafür, warum viele Flüchtlinge, die den Krieg dort überlebt hatten, danach in die USA ausgewandert sind. Dasselbe gilt übrigens für die Schweiz, wo NS-Flüchtlinge ebenfalls interniert worden waren. Es fällt auch auf, dass unter jenen, die erst nach Kriegsende in die USA einwanderten, etliche zunächst in Palästina/Israel gelebt hatten.

Eine Besonderheit waren die Flüchtlinge, die in Shanghai Zuflucht finden konnten. Shanghai wurde vor allem nach Kriegsausbruch ein lebensrettender Zufluchtsort, da die Asyl Suchenden für den internationalen Teil der Stadt keiner besonderen Formalitäten bedurften um sich dort niederzulassen. Als die Stadt während des Krieges unter Herrschaft Japans, des Verbündeten von Nazi-Deutschland, geriet und die neuen Machthaber die Flüchtlinge ins Getto Hongkew internierten, wurde die Lage nicht nur wegen des sozialen, sondern auch wegen des politischen Drucks beängstigend.⁴⁴ Nur die wenigsten dachten daran, nach Kriegsende in Shanghai zu bleiben. Wer dort trotzdem eine neue Existenz aufbauen wollte, wurde durch die kommunistische Machtübernahme daran gehindert.⁴⁵

Fünf Personen beschrieben ihren Weg nach Santo Domingo, wo in Sosua eine auf Landwirtschaft beruhende Emigrantenkolonie aus dem Boden gestampft wurde. Felix Karl B., er wurde 1914 in Wien geboren, entkam auf diese Weise dem Internierungslager in der Schweiz. In Sosua arbeitete er als Bauer, Architekt und Lehrer.⁴⁶

Es bleibt hier kaum Platz, um der Vielfältigkeit der atemberaubenden und manchmal jahrelang dauernden Fluchtgeschichten andeutungsweise gerecht zu werden. Manche sind einzigartig, etwa jene des 1913 in Wien geborenen Karl E. F.: Ausgestattet mit einem bolivianischen Visum konnte er vorübergehend in Prag Zuflucht finden. Von dort flüchtete er weiter nach Amsterdam, wo er an Bord eines nach Südamerika fahrenden Schiffes gehen wollte. Die holländischen Behörden verweigerten ihm den Zutritt und schickten ihn zurück nach Prag. In Prag wurde er daraufhin einige Tage in Haft genommen und hielt sich danach illegal dort auf. Beim zweiten Fluchtversuch gelang es ihm, in Amsterdam ein Schiff nach Trinidad zu nehmen. In der damaligen Kronkolonie arbeitete er für das städtische Kraftwerk. Als ein Zeitungsartikel davon berichtete, dass ein so genannter *enemy alien* beim städtischen Kraftwerk beschäftigt sei, nutzte er den Erhalt des US-amerikanischen Visums, um im Dezember 1940 endlich in New York Zuflucht zu finden.

Als alliierte Soldaten gegen den Nationalsozialismus

Bei der Darstellung des österreichischen Widerstands gegen den Nationalsozialismus wird meist übersehen, dass viele ehemalige Österreicher in den Armeen der Alliierten gegen den Nationalsozialismus kämpften, besonders in der amerikanischen und britischen. Von den hier befragten Männern dienten mehr als die Hälfte in einer der alliierten Armeen.⁴⁷ Die Ältesten geben oft an, dass sie für das Militär damals bereits zu alt waren, sich ansonsten vermutlich zur Armee gemeldet hätten.

Viele Antworten kommen kaum mit dem am Fragebogen zur Verfügung gestellten Platz aus, um alle Stationierungsorte zu beschreiben. Die meisten waren von 1942 bzw. 1943 bis nach Kriegsende

⁴³Otto F., geb. 1913 in Wien.

⁴⁴Vgl. z.B. Georg Armbrüster/Michael Kohlstruck/Sonja Mühlberger (Hg.), *Exil Shanghai 1938-1947. Jüdisches Leben in der Emigration*, Berlin 2000; Ernest G. Heppner, *Shanghai Refugee. A Memoir of the World War II Jewish Ghetto*, Lincoln-London 1993.

⁴⁵Zur Flucht nach Shanghai vgl. etwa: Frank S., geb. 1912 in Wien; Erich D., geb. 1914 o.O.; Fritz B. geb. 1907 in Lobositz; Alfred Z., geb. 1922 in Wien; Lizzy F. geb. 1924 in Wien; Rosa G., geb. 1915 in Wien; Paul H., geb. 1920 in Wien; Edmund I., geb. 1928 in Wien; Edith B., geb. 1909 in Wien.

⁴⁶Vgl. außerdem Hans K., geb. 1909 in Wien; Siegfried K., geb. 1913 in Czernowitz; Franz D., geb. 1915 in Neuötting, und Otto G., geb. 1908 in Wien.

⁴⁷Von 185 männlichen Befragten antworteten auf die Frage „Did you serve in the U.S. Armed Forces or in any other allied army?“. 42,2 % mit „Nein“, 3,6 % waren untauglich, 42,8 % in US-amerikanischen Streitkräften, 6 % in der britischen Armee, 1,2 % in Frankreich 3,6 % in Palästina/Israel und 0,6 % in Kanada. 18 Befragte ließen die Frage unbeantwortet. In zwei Fällen betrifft der Armeedienst allerdings die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, in Israel z.T. der Kampf auf Seiten der illegalen Haganah.

in militärischem Dienst. Nicht alle konnten direkt gegen die deutschen Truppen kämpfen, sondern wurden in abgelegene Kriegsgebiete versetzt.⁴⁸ So auch John K., der seine Armeekarriere mit einer Prise Sarkasmus beschrieb:

„Ich diente in der amerikanischen Armee von 6. August 1943 bis zum 15. März 1946. Ich wurde dem Medizinischen Korps zugewiesen, möglicherweise weil ich am College Chemie studiert hatte. Viele unserer Offiziere waren *Japanese Americans* (Nisei), die ihre Loyalität gegenüber den Vereinigten Staaten durch besondere Härte und Ekelhaftigkeit ausdrückten. Unter den Rekruten waren viele deutsche und österreichische Flüchtlinge gemeinsam mit ein paar Nazis aus dem Stadtteil der Deutschen New Yorks, Yorkville. Die Armee kümmerte sich aber nicht darum und machte keinen Unterschied zwischen uns. [...] Im November 1944 fuhr ich mit einem Truppentransport nach Neufundland. [...] Ich war für das Laboratorium des Spitals zuständig und musste Urin, Blut und Blutkörperchen analysieren und Tests auf Geschlechtskrankheiten durchführen. So half ich, den Krieg zu gewinnen.“⁴⁹

Die meisten waren jedoch in Kampfhandlungen am europäischen Kontinent verwickelt.⁵⁰ Angesichts der Sprachkenntnisse konnten die Flüchtlinge in der Armee wichtige Funktionen im Bereich der Aufklärung bzw. Befragung von Kriegsgefangenen übernehmen und waren in dieser Funktion häufig nach Kriegsende in Österreich oder Deutschland stationiert.⁵¹

Aus Interviews wissen wir, wie wichtig der Kampf gegen den Nationalsozialismus im Rahmen der Armee für den Lebenslauf war. Die Schmach der erlittenen Erniedrigung konnte auf adäquate Weise in ein neues Selbstwertgefühl umgewandelt werden. Die Armee war außerdem eine Integrationsmaschine, sowohl auf kultureller als auch auf sozialer Ebene. Der Umgang mit Amerikanern wurde alltäglicher und somit auch der Gebrauch der amerikanischen Sprache. Die soziale Integration wurde den Kriegsteilnehmern nach Kriegsende außerdem durch den kostenlosen Bildungszugang erleichtert.⁵²

Netzwerk, Freundschaften und Sprachgebrauch

Die gemeinsamen Erfahrungen der Bedrohung, der Vertreibung und des Verlustes von Menschen haben viele für ein Leben lang zusammengeschweißt, denn die Umwelt konnte und kann die Gefühle der Vertriebenen und Überlebenden nur ansatzweise verstehen. Hinzu kommen der unterschiedliche kulturelle Hintergrund und die in Europa im Vergleich zu Amerika anders gelagerte Form der zwischenmenschlichen Beziehungen. Der Wienerliedsänger Hermann Leopoldi, der im New Yorker Exil im einer „Alt Wien“ genannten Spielstätte auftrat, hat darüber im Lied „Da wär's halt gut, wenn man Englisch könnt“⁵³ auf liebevoll ironische Weise sinniert:

„Man stellt uns einem *sweetheart* vor
und möchte sie gern entflammen.
Da steht man wie ein Ochs vorm Tor
und s-s-stottert was zusammen.
Und ist sie trotzdem leicht *impressed*
und wenn die Träume reifen,
so dass es Zeit wird, zärtlich fest

⁴⁸Fred F., geb. 1919 in Wien, wurde in den südpazifischen Raum verlegt.

⁴⁹John K., geb. 1923 in Wien.

⁵⁰Zwei Beispiele: George H., geb. 1922 in Wien, wurde bei der Schlacht um Metz schwer verwundet und musste 46 Monate im Spital verbringen. Siegfried-Fred B., geb. 1919 in Wien, bediente ein Maschinengewehr und kämpfte in der Normandie.

⁵¹Henry T., geb. 1917 in Großhöflein; Peter-Charles L., geb. 1919 in Wien; Franz-Leopold A., geb. 1910 in Wien; Ludwig-Robert S., geb. 1918 in Wien; Siegfried-Fred B., geb. 1919 in Wien; Otto F., geb. 1913 in Lasse; Leo G., geb. 1913 in Wien. Nach Kriegsende in Österreich bzw. Deutschland waren stationiert: Robert G., geb. 1921 in Wien; Edward G., geb. 1916 in Zürich; Hans H., geb. 1923 in Wien.

⁵²Vgl. Eppel, Bd. 2, S. 5-230.

nach ihrer Hand zu greifen.
 Doch was dann kommt, enttäuscht sie sehr,
 man greift halt nur zum Dictionair.
 Ja da wär's halt gut, wenn man Englisch könnt',
 bisserl mehr noch als *how do you do*.
 Denn solange man sein sweetheart noch Schatzerl nennt,
 da hört's einem gar nicht erst zu.
 Und so lang man nicht weiß,
 dass a Busserl *a kiss* is,
 ein *kiss* schon genügt,
 dass die *miss* wird zur *missis*,
 solange kommt man nicht zu an *Happy End*,
 darum wär's halt gut, wenn man Englisch könnt.“⁵³

Anfangs war das Netzwerk von europäischen Bekannten zur gegenseitigen Hilfeleistung wichtig, sei es, um Arbeit zu bekommen oder Informationen, auf welche Weise Verwandte bzw. Freunde doch noch gerettet werden könnten. Deswegen ist es kein Zufall, dass die meisten der Befragten auch heute noch Freunde aus dem Kreis der damaligen Flüchtlinge haben. Lebenslange Freundschaften lassen sich immer wieder beobachten, etwa bei den Flüchtlingen, die als Jugendliche kamen und sich in der *Austro-American Youth* in New York zusammenfanden.⁵⁴

Auf die Frage, wie sich der gegenwärtige Freundschaftskreis zusammensetze, gaben mehr als ein Viertel zur Antwort, es handle sich vorwiegend um deutschsprachige Freunde bzw. Freunde mit einer ähnlichen Herkunftsbiographie.⁵⁵ Der Altersfaktor ist in den Antworten nicht zu übersehen. „Alle unsere Wiener Freunde sind schon gestorben oder in Florida“, schreibt der 1906 in Wien geborene Fred H., der nach wie vor in New York lebt. Viele der Älteren weichen mit der für die USA typischen so genannten Sunbelt-Migration in den wärmeren Süden bzw. klimatisch verträglichere Gebiete aus und verlieren damit auch ihren europäischen Freundeskreis.

Die Frage, ob sich der gegenwärtige Freundeskreis aus jüdischen und/oder nichtjüdischen Freunden zusammensetze, lässt einen Vergleich mit dem früheren Leben in Österreich zu. Knapp 60 Prozent der Befragten hatten zur Zeit der Beantwortung des Fragebogens mehrheitlich bzw. ausschließlich jüdische Freunde. Der hohe Anteil jüdischer Freunde hat wiederum mit dem Fortbestand der vor oder nach der Flucht geschlossenen Freundschaften mit Menschen, denen Ähnliches widerfahren ist, zu tun.

Im Vergleich zum früheren Leben in Österreich gibt es Unterschiede: Die Zahl derjenigen, die ausschließlich jüdische Freunde hatten, war in Österreich weitaus höher. Die Zahl der gemischten Freundschaften und der vornehmlichen Freundschaften mit Nichtjuden liegt für die USA etwas höher. Abgesehen von der größeren Durchlässigkeit der Gesellschaft spielen hier sicher auch der Zeitfaktor und die zahlreichen Mischehen der Kinder von Überlebenden eine wichtige Rolle.

Organisatorische Netzwerke entwickelten sich etwa unter den so genannten Shanghailändern, jenen, die in Sosua überlebten, oder den Kindern und Jugendlichen, die mit einem Kindertransport flüchten konnten. Manche Netzwerke reichen in die Zeit vor dem Nationalsozialismus zurück, etwa unter ehemaligen Mitgliedern des legendären jüdischen Sportklubs Hakoah – noch immer stehen sie mittels eines Newsletters weltweit miteinander in Kontakt.⁵⁶

⁵³Von der CD Hermann Leopoldi in Amerika, Preiser Records.

⁵⁴Auf die Mitgliedschaft bei der *Austro-American Youth* wird zweimal verwiesen. Vgl. Lily H., geb. 1926 in Wien; Eva Janet F., geb. 1926 in Wien. Andererseits wundert es nicht, dass eine Mitgliedschaft bei dieser Organisation nicht angegeben wurde. Die *Austro-American Youth* geriet wegen Spionageverdacht zweier ehemaliger Mitglieder als Ganze in das Augenmerk der amerikanischen Behörden, viele wurden verhört und bekamen deswegen Schwierigkeiten. Dies ging so weit, dass Einzelne ihre Arbeit verloren, aus Angst vorübergehend untertauchten oder nach Österreich zurückkehrten.

⁵⁵Die Fragestellung lautete: „Are your friends and acquaintances mostly German-speaking or non-German speaking? Mainly Jewish or not?“ Das Ergebnis ist mit einiger Vorsicht zu genießen, da die Antwort „englischsprachig“ nichts darüber aussagt, ob die Freunde nicht doch eine ähnliche Lebensgeschichte haben.

⁵⁶Der Newsletter (Brith Hakoah) wird zur Zeit von Walter Kominik und Ernst Sinai betreut. Der Fragebogen hat in Hinsicht auf die Erfassung der ehemaligen Mitgliedschaft bei Emigrantenvereinen eine Schwachstelle, da diese

Tabelle 8: Sind Ihre Freunde hauptsächlich jüdisch oder nicht-jüdisch?

FREUNDSCHAFTEN	%	VAR %
keine Freunde	0,8	1,0
Nichtjuden alle	0,8	1,0
Nichtjuden mehrheitlich	6,4	7,9
religiös gemischt	24,3	30,1
jüdisch alle	4,8	6,0
jüdisch mehrheitlich	42,9	53,3
uninteressant, irrelevant	0,5	0,7
ohne Angabe	6,1	-
unklar	13,3	-
gesamt	100	100

n = 375

Quelle: AHC, zweiter Fragebogen.

Bei der Frage nach den Freundschaften zeigte sich schon, dass sich die Mehrheit der Befragten heutzutage der englischen Sprache bedient. „Als wir ankamen“, schrieb die 1907 in Wien geborene Hedwig A. „sprachen viele meiner Freunde deutsch. Heute aber, selbst wenn es sich um Emigranten aus Deutschland oder Österreich handelt, bedienen sich alle der englischen Sprache.“⁵⁷

Sprachkompetenz ist ein sensibler Faktor in den Migrationsbiographien, denn in ihr spiegelt sich die Integrationsmöglichkeit und -bereitschaft wider. Vertriebene müssen generell mit einem Manko kämpfen: Sie haben keine Zeit, sich auf das Asyl und dessen Kultur und Sprache vorzubereiten, sondern werden damit unmittelbar konfrontiert. Wie schnell die Integration erfolgt, ist abhängig von der Aufnahmebereitschaft des Asyllandes und den Möglichkeiten, am allgemeinen Leben teilzunehmen, zu arbeiten usw. Insofern waren die Bedingungen für die in den USA gelandeten Flüchtlinge vergleichsweise günstig. Obwohl die meisten einen sozialen Abstieg erlitten, sich angesichts der Wirtschaftskrise mit Niedriglohntätigkeiten über Wasser halten mussten, waren sie vom Berufsleben angesichts ihres Einwandererstatus nicht ausgeschlossen.

Der Verlust der Sprachkompetenz in der Muttersprache und das durch den Akzent für jeden hörbare Stigma des Zuwanderers wurden vielfach analysiert und in der Exilliteratur verarbeitet, etwa im Gedicht „Doppelrefugee“ von Joseph Fabry, dessen erste Strophe folgendermaßen lautet:

„Ein Refugee doppelter Sorte
bin ich hier on the continent.
Im Deutschen fehlen mir die Worte,
mein Englisch sprech' ich mit Akzent.“⁵⁸

Nach Eintritt der USA in den Zweiten Weltkrieg kam hinzu, dass Deutsch die Sprache des Feindes geworden war und die Flüchtlinge schnell in den Verdacht geraten konnten, entweder Nazisympathisant oder Spion zu sein.⁵⁹ Bis zum Februar 1942 galten die Österreicher wie die aus Deutschland stammenden Flüchtlinge in den USA als *enemy alien* und konnten sogar interniert werden.⁶⁰ Dass manche sich dazu entschieden, das Deutsche völlig abzulegen, kann nicht verwundern. Angela H. T., 1913 in Wien geboren, schrieb: „Als wir es endlich schafften, in die USA zu kommen, sagte mein Ehemann: ‚In diesem Haus wird kein Deutsch gesprochen.‘ Wir halten uns bis heute daran.“

nur in seltenen Fällen vermerkt wurde.

⁵⁷Hedwig A., geb. 1907 in Wien.

⁵⁸Zitiert in: Eppel, Bd. 1, S. 297.

⁵⁹Das wird z.B. beschrieben von Gary-Leslie L., geb. 1912 in Wien.

⁶⁰Vgl. Eppel, Bd. 1, S. 173 ff.

Andererseits erwies sich die deutsche Sprache als praktisch, wenn einen die Amerikaner oder die eigenen Kinder nicht verstehen sollten.⁶¹ In vielen Antworten spiegelt sich die Altersfrage. Immer wieder wird darauf verwiesen, dass die ältere Generation – Eltern und Großeltern – die englische Sprache nie wirklich erlernten und deswegen lieber deutsch sprachen.

Tabelle 9: Sprechen Sie nach wie vor deutsch?

(Die Frage lautete: „Do you still speak German? If so, with whom and when? How often?“)

	%	VAL %
ja	52,0	54,6
selten	19,3	20,2
sehr selten	9,2	9,7
nein	14,8	15,5
unklar	0,8	-
keine Angabe	4,0	-
gesamt	100	100

n = 379

Quelle: AHC, zweiter Fragebogen.

Die Antworten zeugen davon, dass die überwiegende Mehrheit nach wie vor die deutsche Sprache benützt. Ein Viertel aller Antwortenden nannte die Familie oder den Partner bzw. die Partnerin als die Personen, mit denen sie nach wie vor deutsch sprechen.

Aus Interviews wissen wir, dass die Trennlinien im Sprachgebrauch quer durch die Familien gingen, etwa bei Schwestern, die bei geringem Altersunterschied sich in ihrer Sprachverwendung völlig unterschiedlich entwickelten: Jüngere wollten unbedingt so sein wie die Amerikaner und verweigerten es deutsch zu sprechen, während Ältere noch dem Deutschen zugewandt blieben.

Kurt Z. verließ Österreich im Alter von acht Jahren und ist für seine Altersgruppe sicherlich die Ausnahme. Er zählt zu denjenigen damaligen Kinderflüchtlingen, die sich die Muttersprache nicht nehmen ließen. Nachdem Großeltern, Eltern, Tanten und Onkeln gestorben sind, hat er nur mehr selten Gelegenheit, die deutsche Sprache zu verwenden. Wo immer es sich jedoch ergibt, so schrieb er, spricht er deutsch, sei es mit Kellnern oder den Musikern in den deutschen Restaurants Amerikas. In Klammern vermerkte er, sogar in einer Musikgruppe gesungen und einen Jodelwettbewerb gewonnen zu haben.⁶² Damit steht er vermutlich einzigartig da und ist dennoch ein wichtiges Beispiel für die Mannigfaltigkeit, mit der die Vertriebenen ihr Leben im Kontext ihrer Herkunftskultur bewerkstelligt haben.

Rückreisen nach Österreich

Rückreisen nach Österreich stehen für die jüdischen Vertriebenen und Überlebenden immer im Schatten der Verletzung ihrer Menschenwürde während des Nationalsozialismus. In nahezu allen Lebensgeschichten und Interviews werden diese Reisen als höchst emotional beschrieben. Die Vertriebenen müssen mit einem gewaltsam von außen herbeigeführten Bruch in ihrem Leben klarkommen. Rückreisen können ihnen dabei helfen, diesen Bruch in die eigene Biographie zu integrieren, d. h. die Entscheidung zum Exil nachträglich als richtige und als eigene zu verstehen. In Österreich war es vor allem der andauernde Antisemitismus,⁶³ die Fremdenfeindlichkeit und die Unfähigkeit des Großteils der Kriegsgeneration, Mitgefühl gegenüber den tatsächlichen Opfern zu zeigen, die

⁶¹Dies wird erwähnt von: Marietta B.-K., geb. 1922 in Wien; Otto H., geb. 1912 in Wien, und Hermine-Mink K.-K., geb. 1914 in Wien.

⁶²Kurt Z., geb. 1930 in Wien.

⁶³Bertold P., geb. 1924 in Wien, wurde nach Wien eingeladen. Er notiert, in der Nähe der Synagoge in der Seitentetengasse „Saujud“-Graffiti gesehen zu haben. Insgesamt beschreiben 21 Befragte Antisemitismus in Österreich.

den Rückreisenden sehr schnell zu erkennen gaben, dass sie in Österreich weiterhin wie unzugehörige Außenseiter behandelt worden wären und es somit auf alle Fälle richtig war, nicht mehr dort zu leben. Zugleich gilt es, sich auf solchen Reisen der eigenen österreichischen Wurzeln zu vergegenwärtigen. Was bietet sich an? Es sind die neutralen Bereiche von Kunst, Architektur, Landschaft, Natur und alltagskulturelle Praktiken wie das Kaffeehaus, der üppige Genuss von Mehlspeisen und Essen à la Apfelstrudel und Wiener Schnitzel.⁶⁴ Der Zwiespalt führt sehr oft zu einer Ambivalenz gegenüber Österreich, die jedoch bei der Verarbeitung der damaligen Erfahrungen hilft.

Die Gefühlspalette gegenüber dem Nachkriegsösterreich ist breit und reicht von bitterem „Heimweh“ bis zur völligen Ablehnung. Es scheint, dass sich die Vertriebenen bei den Reisen einer Gefühlsdynamik aussetzen, die sie selbst im Vorhinein nicht einschätzen können. Aus Interviews und Lebensgeschichten wissen wir, dass die Reisen sehr oft nach Mustern abliefen. Häufig kommt es zu einer langsamen Annäherung an den früheren Wohnort etwa mit Flügen in ein benachbartes Land von Österreich, Aufenthalt zunächst am Land, etwa dem Salzkammergut oder Gasteinertal.⁶⁵ Der ehemalige Wohnort ist am schwersten von der Vergangenheit belastet, da die Erinnerungen ungehindert auf einen einströmen, Straßen und Gebäude die Erinnerung an Ermordete und an Demütigungen wachrufen. Deswegen sind die Umwege und langsamen Annäherungen erforderlich. Ein Beispiel: Helma G. wuchs in Graz auf. Wenn sie dort ist, wird sie beständig an die furchtbare Zeit des Nationalsozialismus erinnert, obwohl diese nun schon lange zurückliegt. In Wien hingegen fühlt sie sich wohler, da sie die Stadt nicht direkt mit dieser Zeit in Verbindung bringt.⁶⁶

Für die Gestaltung des Aufenthaltes am ehemaligen Heimatort gibt es ebenfalls ein Muster: Der Besuch der ehemaligen Wohnung gehört für die meisten Besucher zum wichtigsten Programmpunkt. Dort stellt sich dann die Frage, ob die Schwelle des Hauses überschritten werden soll und wie die Menschen, die nun dort leben, wohl reagieren.

Wenn mit aller Vorsicht eine Klassifizierung der Antworten vorgenommen wird, so lässt sich sagen, dass knapp mehr als zehn Prozent der Befragten österreichischen Boden nach ihrer Vertreibung nicht mehr betreten haben, mehr als ein Drittel nur sehr selten, nämlich ein oder zwei Mal und ca. die Hälfte öfter als dreimal.

Jene, die mit einem „Nein“ antworteten, fügten nur in den seltensten Fällen Anmerkungen bei. In zwei Fällen sticht die Parallelität ins Auge: Während die Emigranten es vorzogen, nicht mehr nach Österreich zu fahren, fuhren ihre Kinder dorthin und besuchten die ehemaligen Wohnungen und Geschäfte.⁶⁷ Kurt Z. bat seine Tochter zu fotografieren und ist so in der Lage, genau zu beschreiben, welche der Häuser, die für ihn in Wien eine Bedeutung gespielt hatten, nach wie vor vorhanden sind.

Vielen erleichterten konkrete Gründe den Entschluss zur Reise: Sei es der Besuch von Verwandten oder des Friedhofs, sei es eine Geschäftsreise oder im Falle von Künstlern und Intellektuellen ein Auftritt, Vortrag oder die Teilnahme an einer Konferenz.

Unter jenen, die nur ein oder zweimal zurückfuhren, dominieren negative Eindrücke. Zu viele Erinnerungen an die NS-Zeit tauchten auf. Stärker als in Interviews oder Lebensgeschichten zeigen sich im Fragebogen auch heftig ablehnende Reaktionen. Edith B. kam nur einmal auf einer Durchreise nach Österreich und fühlte sich sehr unwohl: „Ich hasste den Gesichtsausdruck der Menschen dort.“⁶⁸ Manche Urteile klingen bitter. Kurt E. fuhr einmal nach Wien, um das Grab seiner Großeltern zu besuchen.

„Ich konnte nicht bleiben. Für mich sind sie immer noch Nazis.“⁶⁹

⁶⁴Der 1907 in Prag geborene Friedrich H., er fuhr fünfmal wieder nach Österreich, bringt es auf den Punkt: „I loved the country, but not the people.“

⁶⁵Vgl. Albert Lichtblau, „Man kann einen Menschen aus der Heimat vertreiben, aber nicht die Heimat aus dem Menschen.“ Die Österreicher und die Zweite Republik im Blickfeld der Lebensgeschichte von Autoren österreichisch-jüdischer Herkunft, in: *Zeitgeschichte*, 18 (1990/91), Heft 7/8, S. 209-223.

⁶⁶Helma G., geb. 1926 in Graz.

⁶⁷Lina B., geb. 1912 in Wien; Kurt Z., geb. 1930 in Wien.

⁶⁸Edith B., geb. 1909 in Wien.

⁶⁹Kurt E., geb. 1914 in Wien.

Tabelle 10: Haben Sie Österreich nach Kriegsende wieder besucht? Wenn ja, wie oft?
(In Klammern wurden zur Schreibanimation noch folgende Fragen gestellt: „What did you do there? Can you recall some of your impressions during these visits? Have you ever thought of going back permanently?“)

HÄUFIGKEIT DER RÜCKREISE	%	VAL %
nie/nein*	11,2	12,5
selten	0,8	0,9
einmal	19,5	21,7
zweimal	12,3	13,6
dreimal	12,5	13,9
viermal	2,9	3,3
fünfmal	4	4,5
öfter als fünfmal	4,3	4,7
jedes Jahr	2,7	3,0
mehrmals, oft	18,9	21,1
lebt/e in Wien	0,8	0,9
unklar**	4,5	-
keine Angabe	5,6	-
gesamt	100	100

*) „nie“ könnte sich auf die letzte der in Klammer gestellten Frage beziehen, ob der/die Befragte je überlegt hatte, nach Österreich zurückzukehren. Beim ersten Fragebogen wurde präziser nach Rückreisen gefragt. Von 529 Antworten beantworteten 474 (89,6 %) Personen die Frage positiv und 55 (10,4 %) mit „nein“.

**) Unklar bedeutet, dass sich die Häufigkeit der Rückreisen nicht beziffern ließ.

n = 375

Quelle: AHC, zweiter Fragebogen.

„Es war eine niederschmetternde Erfahrung“, beschrieb Ilse K. ihre einzige Rückreise 1989.⁷⁰ Harold G. B. empfand während seiner Österreichreise 1952 nicht nur den Antisemitismus, sondern auch den Antiamerikanismus der Österreicher. Waldheim und Haider würden ihm den Entschluss, das Land nicht noch einmal zu besuchen, erleichtern.⁷¹ Wenn die Reise derart negativ erlebt wurde, konnte der Vorbehalt gegenüber dem Land, dessen Menschen einem einst gefährlich waren, nicht gelöscht werden, sondern verhärtete sich und ließ nur die Schlussfolgerung zu, sich dieser emotionalen Belastung nicht nochmals auszusetzen.

Es gibt allerdings auch ganz andere Gründe, warum Überlebende nur selten zurückkamen. Ella G. besuchte Wien lediglich 1996:

„[...] es ist sehr schön dort, [ich] habe mich gut ausgekannt. Ich war sehr gerührt und traurig. Ich möchte gerne [...] noch einmal Wien sehen, aber es kostet zu viel.“⁷²

Amerikanische Ehepartner, Kinder und Enkelkinder spielen bei Rückreisen eine wichtige Rolle. Obwohl in den USA aufgewachsen, ist ihnen die österreichische Kultur, der Lebensstil und Akzent des Partners, der Eltern oder Großeltern vertraut. Reisen können diesen Eigenarten eine begreifbare Form verleihen, die Geschichten mit realen Eindrücken anreichern. Dennoch heißt es nicht, dass die Vermittlung gelingt, wie folgendes Beispiel zeigt:

„Ich fuhr nach Wien, um meiner Tochter und meinem Ehemann zu zeigen, wo ich geboren wurde. Ich konnte nicht aufhören zu weinen. Meine Tochter liebte Wien. Sie konnte nicht glauben, dass die Menschen so grausam gewesen waren.“⁷³

⁷⁰Ilse K., geb. 1920 in Wien.

⁷¹Harold G. B., geb. 1926 in Wien.

⁷²Ella G., geb. 1919 in Wien.

⁷³Gertrude K., geb. 1919 in Wien.

Edith Sch. beschreibt, dass sie die Erinnerungen in Angst versetzten, als sie das erste Mal die österreichische Grenze passierte. Danach hätte sie sich wieder beruhigt, sich an ihren in Amerika geborenen Sohn gehalten und so die Schönheit der österreichischen Landschaft genießen können.⁷⁴ Diese Zitate zeigen, wie stark die Empfindungen auf diesen Reisen hervortreten und wie wichtig es gewesen wäre, dass die Österreicher Sensoren für die Gefühle der Rückkehrenden entwickelt hätten. Es scheint, dass diese Sensibilität nur Teilen der Nachkriegsgenerationen möglich war.

Jene, die öfter nach Österreich fuhren, schildern manchmal eine Entwicklung, die ihnen das Reisen im späteren Verlauf leichter machte. Trude D. etwa hatte beim ersten Mal ein unangenehmes Gefühl, als sie in den vertrauten Straßen das Gute und Böse nochmals zu erleben glaubte. Bei ihrer vierten Reise zeigte sie ihrer Tochter und ihrem Sohn die ehemalige Wohnung „sogar mit Stolz“. Sie fühlte sich nun viel besser als beim ersten Mal.⁷⁵

Manche besuchten in Österreich ihre früheren nichtjüdischen Bekannten und Freunde, andere kamen zu Klassentreffen, so auch Joseph B. F. Er beziffert die Zahl seiner Reisen mit ca. 20 und ist sich dessen bewusst, dass viele Österreicher, unter ihnen auch damalige Schulkollegen, früher Nazis gewesen waren.

„Wir hatten ertragreiche Gespräche. Ich glaube sehr stark an Aussöhnung, damit mein Leben weitergeht.“

Sehr wichtig war das in den Antworten immer wieder genannte, vom *Jewish Welcome Service* getragene Programm, in dessen Rahmen Vertriebene aus aller Welt nach Österreich eingeladen werden. Paula W. schwärmte, sie seien wunderbar und mit Wärme empfangen worden.⁷⁶

Resümee

Selbst bei Amerika-kritischen Emigranten fällt auf, dass die Dankbarkeit Amerika gegenüber vorwiegt. Aus vielen Antworten scheint sich dafür eine Erklärung anzubieten, die der Schriftsteller Carl Zuckmayer in einem Vortrag über die „Andersartigkeit Amerikas“ ca. 1949 formulierte:

„Aber Amerika hat mir die Chance gegeben, [...] im Kern meines Wesens europäisch [...] zu bleiben und doch in seinem Boden Wurzeln zu schlagen und auf diesem Boden selbst in härtesten Zeiten ein freier Mensch zu sein.“⁷⁷

Trotz der umfangreichen Antworten bleiben viele Lücken bestehen, die wir nur auf andere Art schließen können. Beispielsweise fehlten Fragen, die ein kritischeres Bild von der amerikanischen Gesellschaft hätten entstehen lassen. Aus Interviews und Lebensgeschichten sind Beschreibungen überliefert, die den Schock über den Antisemitismus oder den Rassismus gegenüber der schwarzen Bevölkerung in den USA darstellen. Die Anpassung an die Anforderungen des „Amerikanischen Traums“ in den Umgangsformen gelang natürlich auch nicht allen. Und der Druck gegenüber politisch Linksgesinnten während der berühmten McCarthy-Ära wurde hier ebenso wenig befragt wie die Verzweiflung derjenigen, denen es nicht gelang, ihre engsten Verwandten auf Grund bürokratischer Hürden der amerikanischen Einwanderungsbestimmungen zu retten. Insofern sollte am Ende nochmals darauf hingewiesen werden, dass die hier vorgetragene Ergebnisse nicht daran gemessen werden sollten, was alles nicht berücksichtigt wurde, sondern daran, was sie zum Verstehen der Exil-Erfahrungen beitragen können.

Als das Projekt entwickelt wurde, hätten wir uns nie erträumen lassen, dass wir derart viele und mit Engagement geschriebene Antworten erhalten würden. Der Erfolg hat uns überwältigt, und es sei an dieser Stelle allen dafür gedankt, dass sie sich so viel Mühe gemacht haben. Das Faszinierende an den Fragebögen ist, dass die Antworten keineswegs monoton sind, sondern eben

⁷⁴Edith Sch., geb. 1918 in Wien.

⁷⁵Trude D., geb. 1912 in Wien.

⁷⁶Paula W., geb. 1909 in Wien.

⁷⁷Eppel, Bd. 1, S. 283.

Einblicke in viele individuelle Perspektiven ermöglichen und somit dem vielfältigen Leben einzelner Menschen, die eine gemeinsame Erfahrung verbindet, gerecht werden.⁷⁸

⁷⁸Ich möchte für Unterstützung, Hinweise und Mitarbeit Elisabeth Polndorfer, Astrid Früh, Michael John, Hanna Lessing und allen Gedenkdienern, die für das Projekt in New York gearbeitet haben, herzlichst danken.